

BUCHBESPRECHUNGEN

KOMMUNIKATIONSTHEORIE / KOMMUNIKATIONSPOLITIK

Norbert Bolz: *Das kontrollierte Chaos. Vom Humanismus zur Medienwirklichkeit.* – Düsseldorf: Econ Verlag 1994, 336 Seiten, DM 44,-.

Ende der 60er Jahre schrieb der amerikanische Journalist Tom Wolfe einen Artikel über den Medientheoretiker Marshall McLuhan, mit dem Titel »What if he is right?«. Es liegt nahe, diese Frage auch bei der neuesten Buchveröffentlichung des Essener Ästhetik-Professors Norbert Bolz zu stellen. Dies nicht nur, weil er sich wiederholt und ausführlich auf McLuhan beruft, sondern auch deswegen, weil sich einige Parallelen zwischen den beiden Autoren aufdrängen. So teilen sie die Vorliebe, scheinbar bekannte Phänomene aus neuen Perspektiven zu betrachten, Selbstverständlichkeiten mit provozierenden Statements in Frage zu stellen. In »Das kontrollierte Chaos« stellt Bolz die These auf, daß der unserer Denkweise zugrundeliegende Humanismus es uns unmöglich mache, mit den Herausforderungen der heutigen Gesellschaft umzugehen, den neuen Technologien, die das Bild des Menschen zunehmend verändern, vorurteilsfrei zu begegnen. Seine Argumentation in Kurzform: Unsere immer komplexer werdende, sich weiter ausdifferenzierende Gesellschaft stellt ein selbstorganisierendes, chaotisches System dar. Die zunehmende Interdependenz aller Systeme, die fortschreitende Computerisierung zentraler Prozesse, drängt den Menschen in den Hintergrund. Die »reale Welt« verschwindet und nur die medial vermittelte Welt ist noch »real« (Wohlgemerkt: Es geht nicht darum, daß die Medien die Realität greifbarer machen würden als die direkte Erfahrung, sie ersetzen sie vielmehr: »Der Kommunikation des Systems entspricht nichts in der Umwelt«). Im Chaos der postmodernen Gesellschaft ist es für den einzelnen weder notwendig noch möglich, gestaltend in die Prozesse einzugreifen. Allenfalls ist es möglich, sich mit dieser Realität zu arrangieren, zum »Chaos-Piloten« zu werden. Diese These überträgt der Autor auf verschiedene soziale Systeme: Wirtschaft, Politik, Kultur.

Bolz fordert die »Entübelung des Chaos«. Dieses, so lehrt uns die Chaostheorie, ist kein

beunruhigendes Fehlen von Ordnung, sondern ein natürlicher Zustand nichtlinearer dynamischer Systeme. Wir sind von Chaos umgeben und durchdrungen, und im allgemeinen schadet uns das wenig. Die Herausforderung der Postmoderne besteht darin, sich dem Chaos zu stellen. Das geht einher mit einer Abwendung von der humanistischen Ethik hin zu einer neuen Form der Ästhetik als Leitwissenschaft. (Was er mit dem Begriff »Postmoderne« meint, erklärt Bolz am Schluß des Buches. Was er unter »Humanismus« versteht, erläutert er leider nicht). Unter ästhetischen Gesichtspunkten gewinnt das Design, die Oberfläche an Bedeutung. Mit den Worten Bolz': »Wer sagt eigentlich, daß das Tiefe wichtiger ist als das Superfizielle?« Was zählt, ist die Oberfläche der Medienrealität, an das »Dahinter« brauchen wir keinen Gedanken zu verschwenden.

Die Konsequenz dieser Umwertung: Wir sollten uns den Verlockungen des Oberflächlichen öffnen. Warum nach einer tieferen Bedeutung des Lebens suchen, wenn wir statt dessen pekuniärem Erfolg huldigen können? »Geld entlastet uns von dem Zwang, den »eentlichen« Sinn des Lebens zu suchen«. Mit der Deifizierung des Geldes gewinnen neue Kommunikationsformen an Bedeutung. War es bisher schon so, daß Gefühle erst im Kino richtig schön waren (»Die Kinder der Popkultur wissen heute, daß die Gefühle der Liebe und des Hasses in der Kinohöhle echter sind als im eigenen Schlafzimmer«), so stellt die Werbung den emotionalen und sinnhaften Kontext zur Welt der Waren her. »Die Werbung dringt nun in den Bereich der Transzendenz vor«, wird zur Religion.

Auch das System der Politik wird virtualisiert. Macht drückt sich nicht in Herrschaftsverhältnissen aus, sondern in Rückkopplungsschleifen. Symbolische Politik ist nicht die Folge der Entfremdung der Politiker von der Bevölkerung, sondern Konsequenz immer komplexer werdender politischer Prozesse. Fehlverhalten von Amtsträgern, Korruption von Volksvertretern, erscheinen nur dann als Verfall politischer Kultur, wenn man sie aus einer »ethischen« Perspektive heraus betrachtet. Die Frage, ob ein

Politiker, der »gefehlt« hat, zurücktritt, ist letztlich irrelevant, das System wird mit oder ohne ihn in der gleichen Art und Weise weiterfunktionieren. Mit der Entmachtung der politischen Handlungsträger wird natürlich auch ihre demokratische Legitimationsbasis gegenstandslos.

Die Massenmedien spielen in dem Bolzschen Universum natürlich eine zentrale Rolle, allerdings nicht diejenige, ihr Publikum über die Vorgänge in der realen Welt, über wichtige Ereignisse, Skandale in Politik und Wirtschaft zu informieren: »Elektronische Massenkommunikation ist keine Übertragung von Bedeutungen und Informationen.« Das Fernsehen hat nicht die Funktion, Nachrichten zu vermitteln, sondern die Zuschauer zu beruhigen: Der stetige Strom von Informationseinheiten ruft im Betrachter das Gefühl hervor, daß das System funktioniert. Die »eigentliche Botschaft« des Massenmediums ist nicht etwa eine Darstellung der »wirklichen Welt«, sondern – und hier greift Bolz auf McLuhan zurück – das Medium selbst. Die Unfähigkeit, über sich selbst hinauszudeuten, ist aber nicht nur den technischen Medien zu eigen, sondern ein Merkmal von Kommunikation an sich. So postuliert der Autor im Kapitel »Wie Kommunikation funktioniert«, daß diese »keinen Weg zeigen kann, der es ermöglichen würde, den anderen zu verstehen. Wie das Kommunikationssystem im ganzen ist der andere eine Black Box, der mich ebenfalls als Black Box erfährt. Diese gegenseitige Undurchsichtigkeit deuten wir dann als Freiheit«.

Der Bolzsche Angriff auf den Humanismus muß Widerspruch erregen. Der Autor versäumt nicht, eine einfache, aber effektive Sicherung gegen derartige Angriffe einzubauen. Er führt eine selbstbezügliche Schleife ein, in der er seine eigene theoretische Position zur Basis einer möglichen Kritik erklärt: Natürlich werden die Vertreter des Humanismus sich gegen diese Aussagen wenden, aber nur deswegen, weil sie aus ihrer Sichtweise heraus die Grundlagen der Argumentation gar nicht verstehen können. Eine ausführliche Diskussion der Bolzschen Gedankenwelt müßte also immer aus einer Perspektive erfolgen, die beide Positionen transzendiert. Dies können und wollen wir hier nicht tun und belassen es bei einigen Beobachtungen.

Eine dieser Beobachtungen betrifft die Tatsache, daß der Gedankengang des Buchs durchweg ahistorisch ist. Der Autor proklamiert »das Ende der Geschichte«, warum also sollte er auch nur versuchen, Prozesse aus ihrer Entwicklung her-

aus zu begreifen? Noch deutlicher ist der apolitische Charakter (natürlich so, wie wir bisher Politik verstanden haben). So kommt die Bolz-Welt sehr gut ohne die sogenannte »Dritte Welt« aus, sie bezieht ihre Substanz aus den hochtechnisierten Kulturen der Minderheit der Weltbevölkerung. Die medialen Nervenbahnen des kontrollierten Chaos umspannen eine Welt, in der Äthiopien oder Laos gar nicht existieren. Aber vielleicht will uns der Autor nur auf eine hintergründige Art auf unseren nach wie vor bestehenden kulturellen Imperialismus aufmerksam machen?

Schließlich gelingt es Bolz nicht, seine Überlegungen auf eine solide psychologische Grundlage zu stellen. Seine Beobachtung, daß Kommunikationsprozesse zwischen Menschen als Rollenträgern einfacher sind als zwischen Menschen als Personen ist zwar nicht ganz falsch, aber auch nicht besonders tiefgründig. Und seine unreflektierten Einlassungen über die Unmöglichkeit, über Kommunikation zu gegenseitigem Verständnis zu gelangen, rufen in ihrer Schlichtheit einen schönen Satz des Medienmanagers Helmut Thoma ins Gedächtnis: »Im Seichten kann man nicht ertrinken.« Überlegungen dieser Art haben ihren Reiz und können einen nachdenklich stimmen, begegnet man ihnen bei Franz Kafka oder Philip K. Dick. Aber für eine Erörterung der Funktion von Kommunikation sind sie doch ein wenig dürftig.

Bolz bezieht sich auf eine Reihe theoretischer Grundlagen, von denen Chaostheorie und Systemtheorie die wichtigsten sind. Leider entspricht sein Verhältnis zu diesen Theoriegrundlagen etwa dem des Musicals »Kiss Me, Kate« zu Shakespeares »Taming of the Shrew«: Man erkennt einen Zusammenhang, aber als ernsthafte Adaption will es einem nicht erscheinen. Auch die Konsistenz der Argumentation kann nicht immer überzeugen. Ein Beispiel: Zehn Seiten, nachdem der Autor den Verkehrsstau völlig zurecht den nicht-chaotischen, sich in Ruhe befindlichen Zuständen zugerechnet hat, führt er ihn als Illustration für ein chaotisches System an.

Man kann über Stil und Inhalt der Bolzschen Überlegungen geteilter Meinung sein, eines muß man dem Autor zugute halten: Er hat ein wesentliches Prinzip chaotischer Systeme verinnerlicht, nämlich deren Selbstbezüglichkeit. Wenn er schreibt, daß heute nicht mehr die »Tiefe« sondern nur noch die Oberfläche zählt, so liefert er mit der Differenziertheit seiner Argumente

einen Beleg dafür. Er zieht eine Vielzahl von Autoren heran, um seine Thesen zu stützen, aber ihre Gedanken sind nur Bruchstücke, aus dem Zusammenhang gerissene Fetzen. Man hat das Gefühl, als hätte der Autor einen umfangreichen Hypercard-Stack mit Zitaten vandalisiert. Und Bolz schreibt selbst: »Statt in die Tiefe zu dringen, surfen wir auf Wellenkämmen.« Damit es auch alle merken, oder vielleicht, weil ihm der Satz so gut gefallen hat, wiederholt er ihn, leicht abgewandelt, einige Seiten später. Trotzdem: Bei der Lektüre hat man weniger das Gefühl, daß der Autor kühn auf Wellenkämmen reitet, eher bekommt man den Eindruck, daß seine Gedanken wie ein flach geworfener Stein auf einer glatten Wasseroberfläche hüpfen, um dann vor dem Hintergrund einer untergehenden Spätherbstsonne zu versinken. Ob es wohl die letzten wärmenden Strahlen des Humanismus sind? Aber bleiben wir an der Bolzschen Oberfläche: Redundanz ist eine schöne und wichtige Sache, aber muß man jedesmal, wenn man Benoît Mandelbrot erwähnt, dazuschreiben, daß er der »Erfinder der fraktalen Geometrie« ist? Liegt's am Glauben, daß der heutige Leser, dessen Wahrnehmungsspanne sich am Rhythmus des allnächtlichen Zappings orientiert, sich solch schwierige Dinge nicht mehr über zehn Seiten hinweg merken kann? Oder war es doch nur ein Unfall mit der Kopierfunktion des Textverarbeitungsprogramms? Ist die wiederholte Anlehnung an die immer gleichen, allzubekanntesten Zitate von Albert Camus oder Walter Benjamin ein Zeichen von postmodernem Kulturrecycling oder ein neckisches Kitzeln an der bildungsbürgertümlichen Eitelkeit des Lesers (oder ist das etwa das gleiche)? Und: Natürlich zeugt es von kleinem Geist, daran herumzumäkeln, daß der Autor häufig zitiert, aber niemals ordentlich belegt. Aber sollte sich ein Prophet des Hypertextes, der uns ausmalt, wie in der Zukunft Hyperlinks alle Informationen direkt miteinander verknüpfen und die Einzelinformation in einen multimedialen Verbund einbetten werden, nicht dann, wenn er auf das überholte Medium Buch zurückgreift, der altbewährten Methode der Quellenangaben bedienen, um symbolische Links herzustellen? Die verwendete Literatur ist nämlich zu einem guten Teil durchaus interessant. Schließlich: Die Bolzsche »PoMo-Prosa«, die einem das Gefühl gibt, unablässig angebrüllt zu werden, wird über 300 Seiten hinweg doch ein wenig anstrengend, insbesondere in der

ästhetisch befriedigenden, aber über längere Textstrecken nicht gerade lesefreundlichen »Gill Sans«. Gelegentlich wünscht man sich einen Konjunktiv, als Ausdruck des Zweifels, und wird dann doch wieder von einem kursiv gesetzten, zitierfähig designten Ausruf überrumpelt: *So ist es, und nicht anders!*

Zurück zur Frage: »Was, wenn er recht hat?« Bolz postuliert eine Welt des Chaos, nicht von der Art, die einen zu verschlingen droht, sondern die eines kontrollierbaren Chaos. Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Annahme dieser Weltsicht? Auf der positiven Seite können wir verbuchen, daß der Chaos-Pilot mit den Komplexitäten der modernen Welt, die Bolz an vielen Stellen durchaus treffend beschreibt, besser zurechtkommt, als derjenige, der meint, alte Ordnungen und Denkschemata aufrecht erhalten zu müssen. Er kann genussvoll und ohne Reue dem Konsum huldigen, vor Interaktionsproblemen mit seiner Umwelt in den Cyberspace entfliehen, und sich die Kriegshandlungen in den Abendnachrichten mit dem gleichen persönlichen Involvement anschauen wie den »Krieg der Sterne«. Reagieren die Politiker auf die zunehmende Politikverdrossenheit mit einer Wahlkampagne, die alles bisher dagewesene an Inhaltsleere übertrifft, reizt ihn das nicht zur Weißglut, sondern zur Bewunderung für mutiges Kommunikations-Design. Möglicherweise lebt man auf diese Weise sogar ehrlicher, als wenn man vom Fernsehsessel aus über die Unfähigkeit, Korruption und Grausamkeit der Welt jammert und doch untätig bleibt.

Das Dilemma des Bolzschen Entwurfs ist keines der Ethik, sondern der soziologischen Analyse. Die Realität, die wir wahrnehmen, mag von uns konstruiert sein, aber sie bezieht sich auf reale Handlungen realer Menschen, auf Interaktionen mit physischen Konsequenzen. Bezugssysteme von Kulturen mögen austauschbar sein, aber sie sind nicht beliebig. Kriege hören nicht auf, Opfer zu fordern, wenn sie von computerisierten Kampfständen aus geführt werden.

Im zweiten Buch seiner »Cyberspace«-Trilogie, »Count Zero«, läßt William Gibson – einer der geistigen Väter der Cyberpunk-Kultur und literarischer Zeuge Bolz' für die Morgenröte des Chaos – virtuelle Voodoo-Götter in die digitale Welt eintreten. Mit Baron Samedi und Legba erscheinen sichtbare Anzeichen einer beginnenden Ordnung auf der chaotischen digitalen »Matrix«. Auch im Cyberspace, wenn er als kultureller Raum verstanden werden soll, ist das

Chaos Urzustand, Ausgangspunkt für eine Kosmogonie, aber nicht Endzustand. Aber das merkt man erst, wenn man sich nicht damit begnügt, an der Oberfläche zu bleiben.

Abschließend: Der schönste und damit wahrhaftigste Selbstbezug gelingt dem Autor auf S. 120: »... ein Buch zu lesen, kostet Zeit – eigentlich zuviel Zeit.«

WOLFGANG EICHHORN, München

Elfi-Marein Conrad: *Gedächtnis und Wissensrepräsentation*. Aspekte der Abbildungsleistung kognitionspsychologischer und filmsemiotischer Modelle: Ein Impuls zum Paradigmenwechsel. – Hildesheim, Zürich, New York: Olms 1993, 274 Seiten, DM 44,80.

Die vorliegende Arbeit widmet sich einem hochrelevanten Thema, das gerade in den letzten Jahren in den Brennpunkt zahlreicher Forschungsanstrengungen gerückt ist, nämlich der Frage, wie Wissen und Denken funktionieren und wie deren Aufbewahrung organisiert ist. Die Arbeit von Conrad verfolgt dabei ein besonderes Ziel: Modelle der Wissensrepräsentation vorzustellen, die im Rahmen der Kognitionspsychologie seit den 70er Jahren vielfältig entwickelt worden sind, diese mit filmsemiotischen Modellen zu konfrontieren und daraus ein neues Paradigma der Wissensrepräsentationsforschung zu entwickeln.

Die Autorin stellt als erstes den Merkmalsrepräsentationsansatz vor, der »den Anfang der neueren Forschung der gedächtnismäßigen Repräsentation von Wissen (bildet). Er scheint zum Teil der Tradition von Philosophie und Linguistik verhaftet, indem Wissen vornehmlich als begriffliches Wissen aufgefaßt wird, das Erscheinungen der Realität klassifiziert, d.h. nach begriffsrelevanten Merkmalen zusammenordnet«. Daran schließt sich die Vorstellung semantischer Netzwerkmodelle an, die freilich – wie auch die Modelle der Merkmalsrepräsentation – als unzureichend kritisiert werden, weil sie allenfalls zur Demonstration statischer Strukturen, nicht aber zu der von Wissensprozessen geeignet sind: »Netzwerkmodelle (...) eignen sich vor allem zur Repräsentation verbal vermittelter Inhalte und zur Erfassung von Tiefenstrukturen, die den Verstehensprozessen zugrunde liegen. Die gesamte Bedeutung der sprachlichen Aussagen kann

allerdings nicht mit Hilfe des Netzwerks repräsentiert werden«.

Die weitere Vorstellung des Modells episodischer Wissensrepräsentation lehnt sich an das von Tulving (1983) vorgestellte Modell an, ohne freilich dessen Implikationen voll auszuschöpfen. Die Feststellung »Tulving sollte es in Zukunft gelingen, seine Erkenntnisse über die gedächtnismäßige Repräsentation episodischen Wissens in ein Gesamtkonzept zu integrieren«, ist nicht nur wenig hilfreich, sondern offenbar ein grundsätzliches Mißverständnis. Auch die Darstellung der Schematheorien läßt die Tiefe der Argumentation vermissen, die für die Darstellung derartig anspruchsvoller Erkenntnisgegenstände Voraussetzung wäre, insbesondere eine Klärung, wie Schemata aufgebaut und modifiziert werden können.

Abschließend fügt die Autorin eine Kritik des Modells der Produktionssysteme an und beginnt dann mit der Diskussion von Modellen analoger Wissensrepräsentation. Diese Modelle beruhen auf »der Annahme, daß Wissensrepräsentation weitgehend analog dem zu repräsentierenden Wissen erfolgt, d.h. indem die Abbildung in weitgehender Ähnlichkeit zu den strukturellen und/oder funktionalen Eigenschaften der abzubildenden Objekte oder Ereignisse«.

Spätestens an dieser Stelle hätte man erwartet, daß die Autorin nun Modelle der Wissensrepräsentation vorstellt, die das damit angesprochene Basisproblem, ob »Realität« mental isomorph abgebildet werden kann, angehen: Auch wenn man nicht konstruktivistisch denkt, müßte hier eine Vorstellung von Voraussetzungen und Annahmen des Konstruktivismus erfolgen, die ja geradezu zentral das Verhältnis von »Realität« und deren mentaler Repräsentation zum Gegenstand haben. Die Tatsache, daß die Autorin auch nicht im Ansatz den Versuch macht, die Grundidee des Konstruktivismus vorzustellen, daß sie auch nicht einen einzigen Vertreter des Konstruktivismus in der Literatur aufführt, kann demgemäß nur als eine spezifische Form spezifischer Selbstauskunft angesehen werden. Statt dessen geht Conrad einen gewaltigen Schritt zurück und beginnt – ohne jedwede Erläuterung geschweige denn Begründung, mitten im Text – ein völlig neues Thema zu verhandeln, nämlich Filmsemiotik. »Die beiden Begriffe ›Film‹ und ›Semiotik‹, die in dem Terminus ›Filmsemiotik‹ verschmelzen, geben die beiden Kernpunkte ab, die der Suche nach dem neuen Paradigma einen Sinn verleihen.« Was hat Film mit mentaler Re-